

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Radesheim a. Rh.

1917. * Nr. 39

Kleinstadt-Menschen.

Roman von Robert Misch.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr Kommerzienrat ging mit einem merkwürdig verschlossenen Gesicht umher; und seine Stimmung wechselte zwischen gehobener Freude und tiefem, ernstem Sinnen.

Frau Isa, eine kluge und kühle Beobachterin, merkte etwas nicht in Ordnung sei. Sie hatte sich in ihrer Ehe, wie die meisten klugen Frauen, eine gewisse Gewöhnung an die Dinge gewöhnt, mit der sie wie von einem Barometer die Stimmung ablas. Gewöhnlich zog der kleine Herr sie in das Geschäft, gegen das sie eine ange-

seine Abwesenheit zu einem kurzen Aufenthalt in Berlin benutzte, um ihre Sippe dort aufzusuchen und ihre Kleider zu erneuern.

Frau Isa hörte sich das geruhig mit an. Sie fand die Idee sehr vernünftig; seit langem predigte sie ihm schon, daß er sich mehr Ruhe gönnen solle, da ja „ihr bedürfnisloser, gelehrter Herr Sohn“ mehr als genügend versorgt sei. Das mit dem Aufenthalt in Berlin wollte sie sich noch überlegen.

Als der Herr Kommerzienrat dann einige Stunden später in sein Privat-Kontor verschwand, ging sie in sein Arbeits- und Bibliothekszimmer, kramte in seinen Schubladen herum, die der vertrauenselige alte Herr stets unverschlossen ließ und hatte denn auch bald gefunden, was sie suchte.

Auch die Frau Kommerzienrätin ging zwei Tage lang mit einem geheimnisvollen Gesicht umher und sah lange Stunden,

scheinbar mit einem Buche oder mit einer Stiderei beschäftigt, ohne einen Stich zu tun oder in das Buch zu blicken.

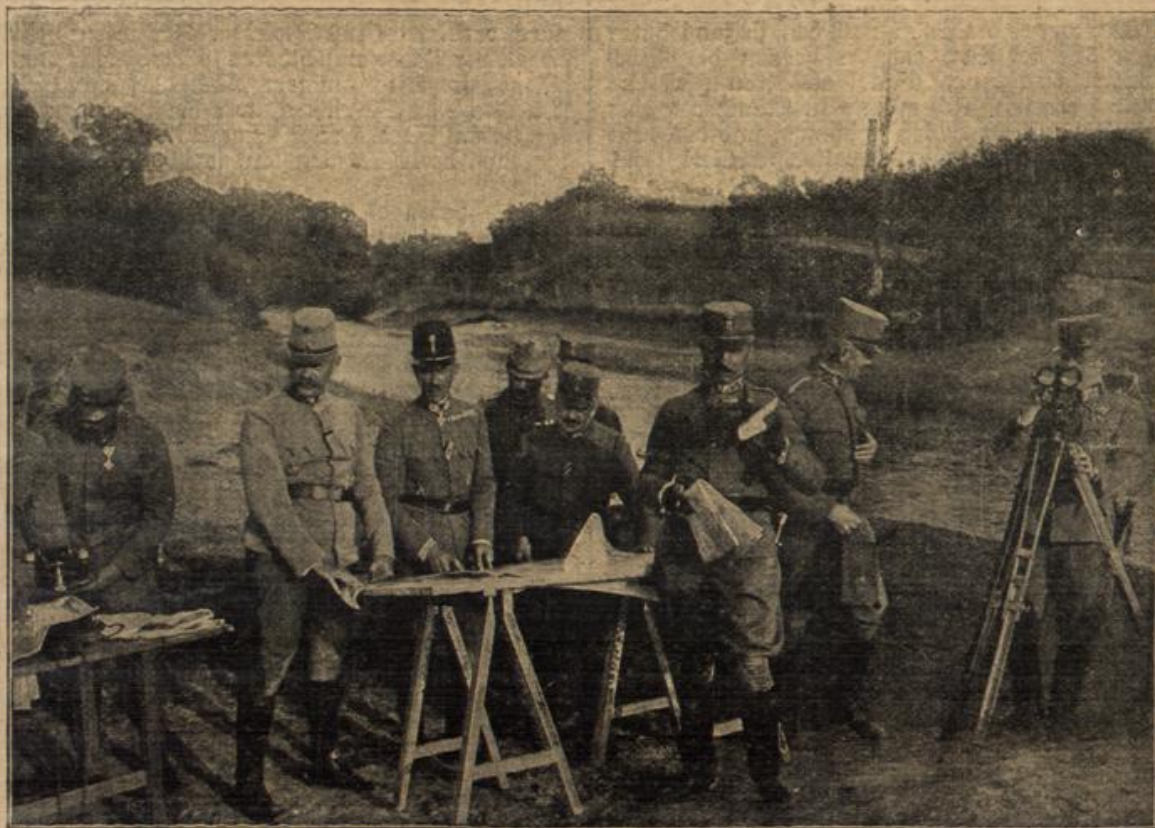
Die Frau Kommerzienrätin war momentan sehr pessimistisch gestimmt; und sie hatte wahrlich alle Ursache dazu. Alle Menschen,

denen sie Gutes getan, ließen sie im Stiche, vergaßen es ihr mit Bösem, wendeten sich von ihr ab, ja verschmähten sie.

Diese Mia, die sie jüngst bei einem kurzen Berliner Aufenthalt gesprochen, der sie mit süßsaurer Miene gratulierte, und

ihr Herr Papa, dem sie schon des Oftern aus der Patz gelehrt hatten sich höchst unpassend und undankbar gegen sie benommen.

— Mia und der Hofmarschall hatten das große „Glück“ in allen Richtungen vor ihr funkeln lassen, was an sich unpassend unter obwaltenden Umständen war. Sie hatten angedeutet, daß es besser sei, Mia bleibe in „ihrer Sphäre“.



Der Gefechtsstand des österreichisch-ungarischen Armeeführers Generaloberst v. Boehm-Ermolli, unter dessen Führung die verbündeten Truppen die Bukowina und ihre Hauptstadt Czernowitz wieder eroberten. Phot. Bild- und Filmamt.

gebente für einige Wochen nach dem Süden zu gehen und ein wenig herumzuziehen. Ob sie etwas dagegen hätte? Vorsichtig fügte er hinzu, er kenne ja ihre gegen größere Reisen. Und da er bloß als Tourist mit dem Sohn zu wandern gedachte, so sie gar nicht erst auffordern. Vielleicht, daß sie

A. G. XIII.

Mit hochmütiger Gerablassung sprachen sie vom „guten Bruno“, der nun endlich in seinem Fahrwasser schwammte, da seine Fähigkeiten und bürgerliche Wammung ihn in der von Frau Isa in Aussicht genommenen Laufbahn sicherlich nur eine geringe Rolle hätten spielen lassen, usw. usw. Diese Leute, die sie mit Wohlthaten überhäuft, ließen sie fühlen, daß sie in die „bürgerliche Sphäre“ heruntergestiegen, und daß es besser sei, ihr Sohn drängte sich nicht in Kreise, in die er nicht gehörte.

Sie hatte natürlich mit einigen spitzen Reden geantwortet. Außerlich ging man lähl-freundlich auseinander; aber der Riß war da, und bald darauf kam ihr ein Schred des Hofmarschalls zu, der für ihre gültigen Auslagen dankte, die ihr gebührendermaßen in Anbetracht der Verhältnisse zurückstattet würden. Seitdem hatte sie einen dicken Strich unter die „Sippe“ gezogen.

Aber war es ihr denn besser mit ihren Allernächsten gegangen? Wie hatte ihr eigener Sohn alle ihre Mühen und Sorgen vergolten! Er hatte seinen Beruf aufgegeben, sich innerlich von ihr abgewendet, stand ihr fremd und abweisend gegenüber, verheimlichte ihr, was ihn bewegte, fürchtete sie, statt sie zu lieben. Und ihr sonst so gehorsamer Gatte intrigierte sogar gegen sie, hatte Partei für die Nichte ergriffen. Auch hier eine Entfremdung, eine Mauer.

Am schlimmsten fühlte sie sich von „diesem Doktor“ hintergangen. Er hatte ihr versprochen, fest zu bleiben, nicht in die Scheidung zu willigen, hatte sich dann aber seine Einwilligung einfach ablaufen lassen. Noch mehr verachtete sie ihn, als er nach geschlossenem Pakt den trauernden Gatten einfach in die Tasche steckte und mit einer jungen Witme seines Sanatoriums anbandelte. Jetzt, wo er sie nicht mehr brauchte, ließ er seiner schlimmen Zunge freien Lauf über sie und ihre Familie. Ja sie verachtete ihn gründlich.

So stand sie ganz allein und verlassen da, sich in die Toga ihres Stolzes, guten Willens und korrekten Lebens hüllend. Sie war müde, den Kampf noch einmal aufzunehmen und weiter für das Glück ihres Sohnes zu sorgen. Wochten sie hinter ihrem Rücken machen, was sie wollten! Ihr war es gleich. Wochte ihr Gatte reisen; sie würde ihn nicht hindern.

Langsam traf sie die Vorbereitungen dazu als sorgsame Hausfrau. Aber merkwürdig, mit jedem Stüd, das sie für ihn zurechtlegte, wurden ihre Gedanken milder und frauenlicher. Und auch sie überkam plötzlich eine große Sehnsucht nach südllicher Sonne und blauem Himmel. Oder war es der Sohn, nach dem sie sich sehnte?

Der kleine Herr ließ bei Tisch ganz erschrocken die Gabel fallen und verschluckte beinahe eine Gräte, als Frau Isa beim Tisch plötzlich harmlos ausrief: „Ich möchte in München wieder einmal die Schöngalerie im Schloß anschauen und das neue Festspielhaus besuchen. Bestelle also Schlafwagenbillets, telegraphiere an das Hotel und an das Theater!“

„Du — Du willst mich begleiten?“

„Natürlich!“

„Aber du — ich — wir wollen doch nur als Touristen . . . Du bist doch gar keine Freundin von — von solchen Lauf Touren.“

„Ich brauche euch ja nicht immer zu begleiten. Wenn ihr klettert, bleibe ich eben im Hotel.“

Der Kommerzienrat blickte seine Frau mißtrauisch von der Seite an; aber er las nichts in diesen ruhigen, stolzen Zügen.

Vorläufig ertwiderte er nichts; aber am Abend erklärte er plötzlich, daß er sich's überlegt hätte. Die Geschäfte — und er sei vielleicht schon zu alt zu solchen Touren.

„Wie du willst. Dann fahre ich eben allein. Seit fünfzehn Jahren bin ich nicht mehr in Lugano gewesen. Ich sehne mich auch nach anderer Lust und nach anderen Menschen. Und Bruno wird sich gewiß sehr freuen!“

Der kleine Herr wagte nicht zu widersprechen. Allein wollte er sie aber auf keinen Fall reisen lassen; und es sollte in Etappen geschehen. Nicht nur in München, möglichst oft wollte er Station machen. Am nächsten Morgen flog eine Telegramm nach Lugano: „Deine Mutter, die mich durchaus begleiten will, und ich kommen in den nächsten Tagen. Genauer Datum folgt.“

Auch in Lugano übte die Nachricht eine niederschmetternde Wirkung aus. Das Blatt, das ihm der Portier überreichte, entfaltete Brunos Händen entseht; und der biedere Deutsch-Schweizer sagte in dem mildevollsten Tone, zu dem er sich einem so noblen Trinkgelbender gegenüber verpflichtet glaubte:

„Oh, Sie haben gewiß eine schlechte Nachricht bekommen.“

Zunächst ging Bruno eine Stunde am Kai spazieren, um die Nachricht in allen ihren möglichen Folgen zu überdenken. Dann, nachdem er zu einem Entschluß gekommen war, lenkte er seine Schrittwie alle Tage nach dem „Paradies“ und der Villa Generoso. Er hatte Glück. Die alte Dame saß allein, lesend im Garten. Sie war noch bei der Toilette.

„Also was haben Sie heute vor?“ begrüßte sie ihn.

„Ich — ich weiß nicht recht.“

„Was haben Sie denn? Sie machen ja ein so unangenehmes Gesicht, als ob Affur und Nimweh bereits von anderen graben wären.“

Er lachte nicht einmal höflich; er blühte sie nur hilflos an.

„Ich möchte Sie etwas fragen.“

„So fragen Sie!“

„Ihren Rat!“

„Auch das, wenn ich raten kann.“

Der junge Gelehrte versank in ein langes Nachdenken, die alte Dame mit einem heimlichen Lächeln zusah.

Er rühte verlegen an seinem goldenen Kneifer und endlich, Verlegenheit in der Stimme: „Verzeihen Sie meine Frage . . . Sie haben mir so oft von Ihrem verstorbenen Vater erzählt; aber nie, wie Sie sich eigentlich gefühlt haben.“

„Oh, mein lieber Doktor, ich finde die Frage weniger als sonderbar. Was meinen Sie eigentlich damit? Ich bin bloß so, um Ihre allgemeinen Kenntnisse zu bereichern. Haben Sie einen bestimmten Fall im Auge?“

„Ja sehen Sie, teuerste Baronin,“ meinte Bruno nach einer Pause, „ich interessiere mich nämlich für eine junge Dame —“

„So, so?“

„Ja — und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich es ihr sagen soll. Es ist schwer, darüber eine allgemeine Regel aufzustellen. Die Baronin ernsthaft, während es schelmisch um die der munteren Gräfin zuckte. — Jeder macht es eben so.“

„Und wie haben Sie es gemacht?“

„Wir? Mein Gott, das ist so lange her . . . Damals hat man nicht viel Worte; aber seitdem hat die Mode viel gewechselt. Mein Mann, — d. h. er war es ja noch nicht — mir schon lange süße Augen — und ich werde wohl getan haben. Und eines Tages — es war auf einem Spaziergang — nahm er meine Hand und drückte sie. Vermutlich wieder gedrückt — ja, und plötzlich hatte er mich umarmt und küßte mich. Wir haben kein Wort weiter gesagt — nur unsere Vornamen.“

Der junge Gelehrte lauschte ihren Worten mit andachtsvollen Ernst, den er der Entzifferung einer Handschrift gewidmet hätte.

Das ironisch-liebenswürdige Lächeln, das sonst in seinen Worten der alten Welsdame begleitete, war einer feinen, einem verklärten Ernst gewichen. Verfunkenen Zeiten und stiegen vor ihrem unsichtbaren Auge auf. Dann, fassend, fragte sie munter: „Und darf man vielleicht eine freie Frage an Sie richten, wer die Vereidenswerte ist?“

„Haben Sie das nicht bemerkt?“

„Aun, da ich es nicht bin, so ist es vermutlich Ihre Rufname.“

„Sie haben es ertaten“, rief Bruno überrascht. „Ich glaubte, mein Geheimnis so gut verborgen zu haben. Etwas gemerkt hat?“

„Weiß nicht! Gesagt hat sie kein Wort.“

„Glauben Sie, daß ich nach den bitteren Erfahrungen hinter sich hat, Aussicht hätte, daß eine Bewerbung gütlich die Baronin zuckte die Schultern, tiefen Ernst in der Stirn.“

„Es bleibt kein anderes Mittel, als daß Sie selbst.“

„Das ist eben so furchtbar schwer. Ich fürchte mich einer abfälligen Antwort.“

„Ja, darauf muß ein Liebhaber immer gefaßt sein, wenn Sie meinem Rat folgen, versuchen Sie es im Moment. Machen Sie es vom Moment abhängig! Der Moment ist alles im Leben! und wer ihn ergreift —“

„Es ist auch der letzte Moment. Mein Vater und meine wollen herkommen; und meine Mutter und Ilse stehen so ganz. Überhaupt — ich möchte das vorher . . . oder ich.“

In diesem Augenblick kam Ilse, heiter lächelnd, im leichtem Umhang, ein Liedchen trällernd, aus der Haustür. Schon von weitem nickte sie ihm freundlich zu.

„Ich würde an Ihrer Stelle den Moment noch nicht greifen“, flüsterte ihm die alte Dame lächelnd zu.

Sie standen auf dem Dampfschiff, das sie nach der italienischen Seite hinübertragen sollte. Die Baronin hatte sich nicht entschieden gewiegt, heute mitzukommen. Sie war nicht ganz wohl. Mit berebtem Blick und Händedruck hatte es ihr gedankt. Beim Abschied raunte sie ihm noch einmal zu:

„Den Moment ergreifen!“

Ja, sie hatte gut reden! Sie war alt und dazu eine alte Dame. Die brauchte den Moment nicht zu ergreifen. Er stand vor der schwersten Aufgabe seines Lebens. Sogar die Examina, die er aus ganzem Herzen gehaßt, erschienen leicht gegen die gestellte Aufgabe.

natürlich zerstreut, sah nur mit halbem Auge die Farben des südlichen Herbstmorgens, die himmelblauen Berge mit den malerischen Felsenkesseln, die Matten und den blauen Spiegel des Sees. Nur mit zerstreutem Ohr hörte er Ise plaudern, die heute ganz gut aufgelegt war und jetzt sogar Byron zitierte, den er in die Hände gegeben.

Das nun der Moment? Sie standen ziemlich allein auf der Deck des Schiffes. Nur ein starrer Engländer, der in seinen roten Murray und in die Berge stierte, ein französisches Hochzeits- oder Liebespaar, das sich selbst beschäftigte, und zwei dicke Italienerinnen, die über ihre Familien und Haushalte schwätzten, be- das Hinterbed.

Ob oder Nichthandeln war hier die Frage. Aber war es das richtige Moment? Er sah den mahnend erhobenen Finger der Baroness vor sich. Der selige Herr Baron hatte in fünfzig Jahren nicht gesprochen, sondern gehandelt. Er sie nun bei der Hand nahm? Das Weitere würde schon finden. Eben legte sich ihr grauer, dänischer Handschuh auf seine Schulter, während sie mit der Rechten auf Ise'sches Nest wies, das gerade bei einer Wendung des Schiffes aus einer Seitenbucht auftauchte. Sie hatte sich unwillkürlich umschloß und drückte.

Sie sich im Reden stören zu lassen, zog sie diese Hand aus dem Schutze, nahm auch die andere von seiner Schulter.

Das nicht der richtige Moment! dachte Bruno.

Wahrscheinlich, wie töricht und unerfahren er darin war! Er sah vor sich selbst. Auf dem Schiff konnte er sie doch nicht küssen und fassen, wie es der selige Baron getan. Dazu war er doch allein sein. Auf dem Schiff konnte man höchstens das getraute er sich nicht.

Haupt, war es nicht unsinnig, was er vorhatte? Welches hatte er auf ihre Neigung? Wie hatte sie ihm durch einen Ton etwas dergleichen verraten. Wenigstens konnte er sich erinnern, so weit er zurückdachte. Sie hatte ihm nie etwas als freundschaftliche, geschwisterliche Zuneigung gezeigt. Hatte den Doktor geliebt. Deshalb hätte sie ihn sonst nicht? Es lag doch kein äußerer Zwang der Verhältnisse daran, dann war sie so grausam enttäuscht worden. Mit Ise natürlich nie davon gesprochen; aber der Kommerzientrat hatte einiges mitgeteilt.

Schnell würde sich diese Bünde nicht schließen und noch eine Neigung aufheben. Und nun gar zu ihm? Er war kein Mann, der den Frauen gefährlich wurde. Er hatte darüber Illusionen hingeworfen und was Annäherungen nachschaut. Solche „Versuchungen“ waren dem einzigen des Hauses wiederholt gestellt worden. Aber mit sicherem war er ihnen stets aus dem Wege gegangen. Wirklich hatte er überhaupt noch nie zuvor. Seine Wissenschaft die heimlich Geliebte gewesen. Um sie hatte er werden leicht dulden müssen. Näher war er dem weiblichen Geschlecht als ganz junger Mensch in seinen ersten Semestern. Im Rausch der jungen Freiheit und der eben erwachten Leidenschaft hatte er einige leichte Liebschaften angeknüpft und gelöst, aber bald Widerwillen gegen derlei Beziehungen. Besonders, als die Mutter einer gastfreundlichen die ihn ganz gegen seinen Willen in ihre Netze gelockt, Schwiegermutter des zukünftigen Millionärs aufzu- versuchte. Er war damals mit plötzlichem Entschluß davon geflohen; und der Kommerzientrat hatte der Affäre ein schlechtes Ende gemacht. Seitdem wohnte der junge Gelehrte bei kinderlosen Witwen und hielt sich ängstlich von aller fern. „Vorherbestimmt zum Junggesellen!“

Nun war es über ihn gekommen wie ein Rausch, seit er sie gesehen. Jetzt erst wußte er, was ihn bedrängte und jetzt erst verstand er die ziellose Sehnsucht und die sonderbaren Lustgefühle, die Ise's Verlobung und Hochzeit in ihm. Sehnsüchte und Regungen, die er in heißer, starker zu betäuben suchte. Und nun war das alles aufgespießt nach einem Maitagen.

Er sah ihm so töricht vor. Sie würde ihn bei der Hand nehmen er spräche, und lachend erwidern: „Lieber Bruno, du bist ein lieber Freund und Verwandter, mein bester, aber warum willst du mehr sein, du törichter Mensch, als ein gutes, reines Verhältnis zerstören?“

Sie schiff landete. Einen Wagen, der sich ihnen anbot, sie stolz zurück. Denn sie hatten ein bestimmtes Ziel im Auge. Das Dorf oben in den Bergen und eine Schlucht, hinter lag. Die Baronin Imbriani hatte es ihnen vorgeschlagen, Bruno heimlich mit den lustigen Schelmengängen zugewinkert.

Langsam stiegen sie hinan. Matten und Felder blieben zurück; der Weg wurde schmaler und feiner. Ise's munteres Geplauder war verstummt — zumal es keinen Widerhall bei ihrem ersten, schweigenden Gefährten fand.

Sie ging ihm elastischen Schrittes voran, und er bewunderte in stummem Entzücken die graziose, feingeschwungene Linie ihrer zierlichen, schlanken Gestalt, die ohne die geringste Beschwerde hoch aufgestraft alle Hindernisse nahm.

Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, lächelte ihm freundlich zu; und sie bewunderten dann gemeinsam die herrliche Berg- und Seelandschaft, die sich weit zu ihren Füßen dehnte, die weißen, am See und den Hügeln verstreuten Häuser Luganos, von hier so klein wie Kinderspielzeug.

Nein, er wollte nicht sprechen. Sie war so harmlos, so gleichmütig-freundlich und unbefangen. Er war ein Narr, und der „beste Moment“ bot sich ihm schon gar nicht.

Weiter — immer weiter hinauf! Große Felsen, Zollopelblöde — und da die Schlucht, über die sich nur ein ziemlich wackliger, hölzerner Steg spannte, auf einer Seite geländerlos und so eng, daß man ihn nur im Gänsemarsch überschreiten konnte.

Sie blickte sich ein wenig verblüfft nach ihm um.

„Wenn du willst, lehren wir wieder um“, beeilte er sich, sie zu beruhigen.

„Nicht doch, ich bin doch kein Hahnenfuß. Als Kind bin ich mit meinem Vater in den Apenninen herumgelaufen.“

Und sie ging mutig voran. Er folgte ihr auf dem Fuß. Plötzlich blieb sie stehen — ein kleines Brett hatte sich gelöst — ein Schwindel erfaßte sie. Ängstlich klammerte sie sich an das Geländer. Mit einer raschen Bewegung umfaßte er sie.

„Wir sind gleich drüben, ich stütze dich.“

Sie lächelte ihm dankbar zu, aber er sah, daß sie erblaßt war. Mit der Linken vorsichtig das Geländer umfassend, von seiner Rechten umspannt, schritt sie langsam über den Rest des schmalen Steges. Nun waren sie drüben. Die Willensanstrengung wich nervöser Schwäche; sie schloß die Augen und lehnte sich einen Augenblick halb an das Geländer, halb an seine Brust. — Der Augenblick!

Langsam neigte er sich über sie und küßte sie auf die frischen, roten Lippen. Zähne Purpurglut schoß über ihre bleichen Wangen. Aber sie stieß ihn nicht zurück — mit geschlossenen Augen blieb sie stehen, als er sie wieder und immer wieder küßte und mit starkem Arm an sich zog.

Im Wagen kamen sie nach der Villa Generoso zurück, als eben die Sonne glutrot hinter dem Salvatore versank. Und schon von weitem bemerkte die Baronin, daß der junge Gelehrte „den Moment“ benutzt hatte, denn er schwang triumphierend den kleinen, grünen Filz in der Luft. Ise hatte den Schleier vorgezogen und flog wie ein scheuer Vogel an der alten Dame vorüber, schnell ins Haus.

In der Villa Generoso wurde großer Kriegsrat gehalten und Generalbeichte abgelegt. Durch einige kluge Frauen erfährt die Baronin von Ise, was ihr zu wissen nötig und Bruno angenehmer war.

Der junge Gelehrte setzte eine stolze Siegermine auf. Also von Anbeginn, schon in Fichtencode hatte sie ihn geliebt. Und er hatte nichts, gar nichts bemerkt; er war taub und blind neben ihr hingegangen. Eigentlich schämte er sich. Nur darüber war er sich noch nicht ganz klar: Konnten die Weiber sich so gut verstellen, oder hatte er sich besonders ungeschickt angestellt?

Jedenfalls waren die Frauen denn doch schwerer zu entziffern als ägyptische Hieroglyphen; und man tat gut daran, immer das Gegenteil von dem anzunehmen, was sie berrieten. Lieben sie einen Mann, so würden sie es ihm gewiß nicht zeigen; und zeigten sie es auffallend, so liebten sie ihn gewiß nicht.

Man hielt also großen Kriegsrat, was nun zu tun und zu lassen sei. Die beiden zunächst Beteiligten waren für völlige Geheimhaltung. Man mußte sich eben vorläufig trennen. Bruno sollte seinen Eltern entgegenfahren und — schweigen, schweigen wie seine geliebten Mumien.

Aber nachdem er den vertraulichen Brief an seinen Vater eingestanden hatte, erklärte die Baronin: wie sie ihre Mitschwester kenne, wisse die Frau Mama bereits davon, oder ahne es wenigstens. Ihr plötzlicher Entschluß, hierherzukommen, ließe es stark vermuten.

Im übrigen sei es weder würdig, noch sehr männlich — hier wendete sie sich an Bruno — die Frau Mama zu fürchten.

Der junge Gelehrte richtete sich hoch auf. Fürchten? Er fürchtete sich überhaupt vor niemand, am wenigsten vor seiner Mutter. Beide Damen machten jedoch ein ungläubiges Gesicht dazu.

Schließlich einigte man sich dahin, daß Bruno einen großen Schreibbrief an seine Eltern richten, ihnen alles ehrlich gestehen und seinen Entschluß als unabänderlich hinstellen solle. Sei die Mutter nicht damit einverstanden, so würde er das zwar in kind-

licher Ehrfurcht aufs höchste bedauern; aber auch das könne ihn nicht hindern, die Erwählte als sein Weib heimzuführen. Dann mußte er es eben der Zeit überlassen, die beiden Frauen zu versöhnen. Die Eltern möchten aber dann von der geplanten Herkunft absehen.

Es war am Vormittag nach dem denkwürdigen Ausflugs- und Verlobungstage. Bruno eilte in sein Hotel, schrieb mit fliegender Feder seinen Brief, warf ihn auch in den Kasten — und empfing unmittelbar darauf ein Telegramm:

„Wir fahren direkt nach Lugano durch und sind morgen nachmittag da. Salon, Schlafzimmer reserviert.“

Die Baronin lachte hell auf, als sie das Telegramm las und Brunos verblüfftes Gesicht sah. „Also — dann ist es Gottes Wille. Im übrigen sind Sie ja ein Mann und werden Ihre zukünftige Frau vor Unbill zu schützen wissen.“

Bruno machte zwar ein sehr kriegerisches Gesicht; aber er sah doch mit klopfendem Herzen dem Mailänder Schnellzug entgegen, der soeben donnernd in die langgestreckte Luganer Bahnhofhalle einlief. Schon von weitem sah er den Vater ängstlich aus dem Coupé spähen.

in die Arme und küßten sich innig, wobei dem kleinen hellen Tränen über die rasierte Backe liefen.

„Junge, Bruno, — das hast du gut gemacht! Nein, das freut! Wie ist denn das gekommen?“

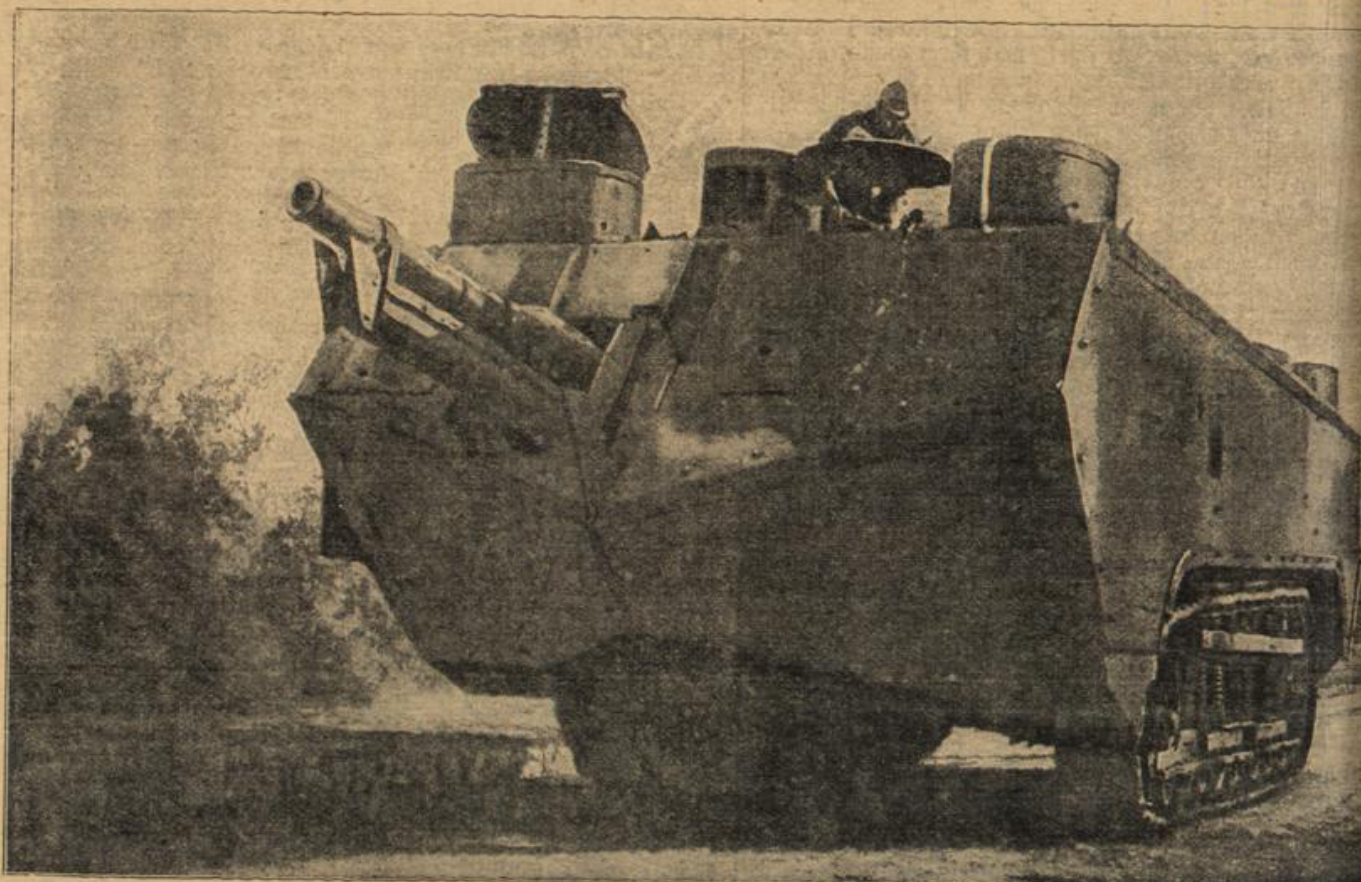
„Später, Vater — später erzähle ich dir das alles. Es war es ganz einfach! Erst muß ich aber der Mama —

„Um Gotteswillen — kein Wort, keine Silbe!“ rief der Kommerzienrat flehend und blickte sich ängstlich nach der Tür hinter der sie verschwunden war.

„Doch Vater, — ich bin ein Mann und werde meine eigene Frau vor Unbill zu schützen wissen.“

Der kleine Herr blickte seinen Sohn ganz erstaunt an. Ein Teufelstreich, dieser Bruno! Erst wurde ihm unter seiner Weste. Einen Stein hätte er vorher gegen die mütterliche Auserwählte tapfer und gewehrt und schließlich gerade diejenige genommen, die die strenge Frau Mama am wenigsten genehm war. Als die er selbst gegen seine Ehehälfte sicher niemals hätte. Ein tapferer Junge — sein Herzjunge!

Und nun mußte das Verhängnis seinen Lauf nehmen. Kommerzienrätin erschien wieder auf der Bildfläche.



Neuer französischer Tank. (Nach einer englischen Zeitung).

Frau Isa stieg zuerst aus und begrüßte ihn herzlich, als ob nichts geschehen wäre, oder sie wenigstens von nichts wüßte. Der kleine Kommerzienrat zuckte nur vieldeutig die Achseln und flüsterte ihm eiligst zu, als Frau Isa eben in gutem Französisch und schlechtem Italienisch dem Hoteldiener einen Auftrag gab:

„Ich habe ihr nichts gesagt. Aber sie wollte durchaus hierher. Und wie steht's hier?“

„Vater — sie ist mein.“

„Bruno!“ rief der kleine Herr entzückt und gerührt und stand im Begriff, dem Sohn um den Hals zu fallen. Aber er besann sich eines Besseren, da Frau Isa soeben den Diener mit einem Geldstück und einem gnädigen Kopfnicken entlohnt hatte.

„Um Gotteswillen, sag's der Mutter nicht! Das wird eine schöne Geschichte!“ konnte er noch schnell dem Sohne zuflüstern.

Und nun saßen sie in dem Salon ihres Hotels, tranken Tee und aßen Sandwichs — die beiden Männer mit sehr ernsten Mienen, Frau Isa ganz Mutterglück, Reisesfreude und Würde. Zuweilen lächelte der Vater dem Sohne heimlich zu; und dieser drückte ihm ganz verstoßen die Hand.

Eigentlich waren sie beide sehr, sehr glücklich; aber sie getrauten sich natürlich nicht, es durch Wort und Miene zu verraten. Frau Isas Gegenwart lastete wie eine Gewitterwolke auf ihnen.

Als die Frau Kommerzienrätin jedoch für einige Minuten in ihr Schlafgemach entschwand, fielen sich Vater und Sohn lautlos

Bruno nahm einen Anlauf, atmete tief auf — und Und wie sprach der tapfere Junge! Die hellen Tränen dem alten Herrn zum zweitenmal über die Wangen. Ganz wurde ihm unter seiner Weste. Einen Stein hätte er können. Aber die Frau Kommerzienrätin blieb ganz und sie sagte keinen Mucks — jedoch sprang sie auch nicht auf zornig: „Niemals!“ Auch fluchte sie weder ihm noch seiner sie zerschnitt nicht einmal das Tafeltuch zwischen sich und Sohne. Alles Dinge, die der kleine Herr ganz sicher hatte. Frau Isa sagte gar nichts — sie schwieg, schwieg

Das war auch bedenklich — vielleicht noch viel bedenklicher. Vater und Sohn waren einig in dem Gedanken: „Was ist je klug aus den Frauen?! Taten Sie nicht immer gegenteil von dem, was man von ihnen erwartete?“

Frau Isa brach das Schweigen: „Führe mich zu deiner Mama.“

„Nein, Mama, das tue ich nicht eher, als bis ich dich auch fröhlich und bestellt einen Wagen!“

Damit ging sie zum zweitenmal hinaus, und beide sahen sich kopfschüttelnd an. Man mußte ihr natürlich tun. Abgesehen, wenn sie bis jetzt nicht explodiert war, wieder hoffen. Wie es aber auch kommen würde, der Junge waren fest entschlossen, ihre mit ihren schützen. In diesem Sinn schüttelten sie sich energisch

kleinen
! Nein,
alles.
ama —
! "rief
ch der
de mein
erstaunt
! Er
lt, hatte
r und
men, die
ar. Ma
mals d
ge!
if nehm
fläche.



Besanti, die zur Zeit letzte Station der anatolischen Bahn.

Eine Szene dulde ich nicht", flüsterte Bruno dem Vater zu. — Ist genug an der einen... — Sie hat mir alles erzählt. — Ich überhaupte nichts zu sagen", rief die Frau zornig.

Das hatten nun zwar beide Herren durchaus nicht erwartet; aber ebensovienig waren sie auf den Verlauf dieser denkwürdigen Begebenheit gefaßt. Natürlich bestätigte es beider Meinung über die Natur der Frauen.

Im Garten prallten die feindlichen Abteilungen aufeinander. — Sie stand mit Purpur übergoßen und angstvoll klopfendem Herzen neben der Baronin. Einen Augenblick atemloses Schweigen. Beide Frauen senkten ihre Blicke tief ineinander, und schlugen sie dann schuldbeußt zu Boden.



Admiral Mayo,

der Kommandant der amerikanischen See-Flotte im Atlantischen Ozean.

— laut — wie es schien, auch gerührt: "Liebes Kind, ich freue mich sehr, daß alles gekommen ist." Und leise, ganz leise: "Wir wollen die Vergangenheit zu vergessen suchen." In Fichtenroben haben sie sich aber noch viel gewundert, als die beiden Herren, haben aber doch darein finden müssen.

Die Schaffnerin.

Novelle von E. Fries. (Nachdruck verb.)

Ein kalter Wind fauchte durch die Straßen. So oft die Schaffnerin eine Straße ausfuhr, fuhr es eilig durch den Wagen.

"Machen Sie doch die Türe zu!" Mit heftigem Rud schob ein bärbeißig aussehender

Mann die Tür der Elektrischen zu. — In demselben Augenblick öffnete die blonde Schaffnerin, deren hübsches Gesicht den Ausdruck unverkennbaren Argers trug, sie mit demselben Aufwand von Kraft wieder und rief irgendeine neue Straße aus.

Der Fahrgast wandte sich mit beinahe hörbarem Rud, um zu sehen, ob sie wenigstens gleich wieder geschlossen würde. Da es viel langsamer geschah, als er es für angemessen hielt, stand er auf und rief der Frau zu: "Der ganze Staub fliegt ja herein."

Mehr als die Worte reizte des Mannes herrisches Wesen die fest und selbstbewußt aussehende Frau. "Ich kann doch nicht ändern, daß ich alle Augenblicke herein muß", sagte sie schroff.

"Davon ist keine Rede", wies er sie zurecht, "ich habe Ihnen nur gesagt, Sie sollten die Tür zumachen."

"Sie haben mir überhaupt nichts zu sagen", rief die Frau zornig.

Das war aber zuviel für den Erregten. "Ich werde Ihnen zeigen, ob ich Ihnen etwas zu sagen habe", rief er nun mit lauter Stimme.



Feldwebel Raffala,

einer der erfolgreichsten österreichisch-ungarischen Kampfflieger an der Monarchfront. (Zeit. Illust. u. d. d.)

Die Mitfahrenden hoben die Köpfe von ihren Büchern und hörten dem Streit zu. Doch hütete sich jeder, Partei zu ergreifen.

Die Schaffnerin mochte hieraus schließen, daß ihre Sache doch nicht ganz gut stehe. "Ich habe ja nicht weiter gelagt", lenkte sie kleinlaut ein.

"Was — nun wollen Sie auch noch ableugnen? Wir werden uns wieder sprechen!" Ein forschender Blick stellte die Nummer des Wagens fest, dann sprang er ab.

Die drohenden Worte verfehlten ihre Wirkung auf die Frau nicht. Ihre Wangen färbten sich dunkelrot. Eilfertig



Offiziersstellvertreter Müller,

der erfolgreiche Kampfflieger, der 21 feindliche Flugzeuge (bis 11. August) besiegt hat. (Phot. Zeit. Ill. u. d. d.)



Abtransport gefangener Rumänen und Russen aus den Kämpfen in der Moldau.

Photographie Leipziger Presse-Büro.

ging sie in den Wagen, um einer neu eingestiegenen Mitfahrenden einen Schein zu verabsorgen.

„Was der sich einbild'!“ sagte sie dabei zu einer Dame in Trauer, die den Wortwechsel miterlebt hatte. „Ja kann doch nicht immer die Tür zumachen, und weiter hab' id doch nicht gesagt.“

Die Dame lächelte in einer unverbindlichen Weise. Die Frau tat ihr leid. Sie sah wohl, wie die Augen um ein Wort der Zustimmung zu betteln schienen. Da sie aber das Verhalten der Beamtin für unrichtig und auch für unklug hielt, konnte sie es nicht über sich gewinnen, etwas zu sagen. Zudem war sie im Augenblick von einer unbestimmten Vorstellung von allerlei unangenehmen Nachwirkungen beherrscht, die ihre Parteinahme im Geschehe haben könne.

Die Schaffnerin sandte noch einen suchenden Blick durch den Wagen, aber da war niemand, der bereit war, für sie einzutreten. Ihr ledes Gesicht wurde auf einmal ganz blaß. Sollte sie eine Dummheit begangen haben? Daß sie doch ihre Zunge gar so schlecht zügeln konnte! Sie biß die Zähne aufeinander, um plötzlich aufsteigende Tränen zurückzuhalten. — Wie hatte Georg das alles vorausgesehen! Als sie ihm sagte, sie wolle sich zur Schaffnerin meloen, hatte er sie so sonderbar angesehen und hatte gemeint: „Ob du das kannst?“

„Was die Lambrechtens kann und die Geue und ich weiß nicht, wer noch alles, soll ich nicht können?“ war sie aufgebraust.

„Natürlich wirst du den Betrieb lernen, das ist kein so großes Kunststück“, hatte Georg ruhig geantwortet. „Aber dich süßen Marie, auch mal ein Wort einstecken, ohne auf einen Schelm anderthalbe zu setzen, ob du das lernen wirst? Und anders geh's nicht im Dienst, verlaß dich drauf!“

Sie hatte den hübschen Kopf zurückgeworfen und war beleidigt. In Born und Bitterkeit hatten sie sich getrennt. Er trauerte ihr auch gar nicht zu! Nun gerade, nun wollte sie ihm zeigen, wie unrichtig er sie beurteilte. Noch lange nach seiner Abreise hatte ihre Bestimmung angehalten. Im Anfang, als sie die Unterstützung erhielt, war sie sich vorgekommen, als ob sie die ganze Welt laufen könne mit dem vielen Gelde. Sie hatte aber schnell einsehen müssen, daß sie es sich sehr einteilen mußte. Es ging kaum noch: Bald war die Miete fällig, dann brauchten die Kinder Stiesel und Kleidung, und es war lästig, sich immer wieder fragen zu lassen: „Arbeiten Sie denn gar nicht's? Sie sind doch gesund!“

Anfänglich, als sie sich gemeldet, hatte Marie es ihrem Mann gar nicht gleich geschrieben. Erst als sie angestellt war, ließ es sich nicht mehr gut verheimlichen. Sie hatte gehofft, daß er sich freuen würde, aber als er schrieb, war sie doch erstaunt, wie beglückt er war. Die Kinder mußte er bei ihrer Mutter ausgezeichnet versorgt, sie konnte es wirklich sehr gut einrichten.

Und nun sollte sie sich am Ende alles verdorben haben? Heiß und kalt wurde ihr bei dem Gedanken. Sie vermochte sich gar nicht zu sammeln. Wiederholt blieb sie an diesem Tage nur durch die Ehrlichkeit der Leute vor Schaden bewahrt: sie selbst hätte es nicht bemerkt, wenn einer nicht bezahlt hätte.

Endlich nahmen die endlosen Stunden des Dienstes ein Ende. Mäßen Schrittes ging Marie ihrem Heim zu. Einer Kollegin, die denselben Weg hatte, erzählte sie den Hergang, der sie in so große Aufregung versetzte. Die machte ein ängstliches Gesicht. „Wenn Sie sich da nur nicht's eingerührt haben“, sagte sie gutmütig. „Wir sollen doch durchaus Streit vermeiden.“

„Streit? Es war kein Streit!“

„Na, was denn?“

„Der Mensch hat mich angepöbelt!“

„Wenn schon, das muß man überhören. Man zieht nur den kürzeren, wenn man es nicht tut.“

Marie zynisch schwieg. Stumm legte sie den Rest des Weges neben der Kollegin zurück.

Sie sahen es gleich zu Hause, daß etwas nicht in Ordnung war. Sonst war sie immer so lustig heimgekommen, viel fröhlicher als früher. Zurweilen hatte sie den Kindern etwas Kuchen oder Obst mitgebracht, wenn sie Trinkgeld bekommen hatte. Heute war sie still und bedrückt.

„Mutter, was ist dir?“ forschte die neunjährige Frida.

„Ach, laß mich, was soll mir sein“, erwiderte sie unfreundlich. „Du denkst wohl, es ist ein Vergnügen, von fünf Uhr morgens an unterwegs zu sein?“

Dem blassen Mädchen mit den altklugen Zügen traten Tränen in die Augen, die schon so manches hatten sehen müssen.

„Man nich gleich so groß“, mahnte Marias Mutter, „an andern Tagen warst du auch müde und doch vergnügt.“

„Fahrt ihr man'n ganzen Tag und steckt all den Ärger ein! Ihr habt gut reden, ihr sitzt in der warmen Stube und laßt es euch wohl sein!“ Ärgerlich schob sie den Teller zurück, der Hunger war ihr vergangen. Die Mutter schwieg. Eine bange Ahnung senkte sich ihr zentnerschwer auf das Herz. Sie kannte ihre Marie.

„Leg dich man gleich zu Bett“, riet sie teilnehmend. „leicht bist du übermüdet. Schlaf dir zurechte, dann is es wieder gut.“

Die junge Frau tat, wie ihr geheßen. Wenn sie im Bett brauche sie wenigstens kein Verhör mehr zu bestehen.

Aber der ersuchte Schlaf blieb aus. Ruhelos wälzte sie auf ihrem Lager. In der Stille der Nacht türmten sich die Hausdach vor ihr auf. Wie, wenn der Mann seine Drohung mache? In nächster Zeit wollte Georg auf Urlaub kommen. Sie hatte sich darauf gefreut, wie noch nie auf etwas in ihrem Leben. Er lag seit langem verwundet in einem Lazarett in Rheinland, aber nun war er in der Besserung und hoffte auf einen Urlaub. Wie hatte sie sich in dem Gedanken gesonnt, ihre Arbeit ihm und den Kindern frohe Tage bereiten zu können. Seit Wochen hatt sie dazu gespart. Aber, wenn ihr nun die Entlassung drohte, dann war alles entgültig vorbei. . . Unruhig ließ sie sich von einer Seite auf die andere. Gab es denn keine Möglichkeit, den quälenden Sorgen zu entfliehen? Georg würde nicht weiter verwundern — qualvoll stöhnte sie auf.

„Was hast du nur?“ fragte die Mutter, die nicht länger inneren Kampf der Tochter, den sie heimlich mit ihr ertragen konnte.

„Was soll ich haben? Übermüdet bin ich“, murmelte sie. „Laß mich nur in Ruhe.“

Unfrisch und übernünftig ging sie am andern Morgen in den Dienst. Der Tag verlief abwechslungsreich und brachte manchen Sechser ein. Allmählich hob sich die Stimmung der jungen Marie. Was sollte ihr denn groß passieren? Zu dumm, daß sie nicht hatte ins Bodshorn jagen lassen! Am Abend kaufte sie Apfelsinen für die Kinder und für ihre Mutter und brachte sie ihnen mit.

Ihre frohe Laune wirkte so ansteckend, daß selbst die alte Mutter sich davon täuschen ließ. Als die Kinder zu Bett waren, machte sie Pläne für Georgs Urlaub.

Der folgende Morgen brachte den Rückschlag. Marie wurde auf die Direktion entboten wegen der Beschwerde des Bierbrauer Krause. Am nächsten Sonntabend — das war morgen in der Freistunde — sollte sie sich dort melden. Ach, es hatte ja gar keinen Zweck! Wenn der Mann gegen sie auslauge, war sie verloren. Das kannte man schon! Da war es das beste, man mache einen Schluß. Was brauchte man sich erst noch Grobheiten sagen lassen? Und wenn Georg kam, der würde ja doch nichts wissen, als: Siehst du, ich habe es dir gleich gesagt.

Sie vergaß, an den Haltestellen zu klingeln und postete sich auf, so daß schließlich viel zu viel Menschen im Wagen waren. Ihr war alles einerlei. Heute abend, wenn sie vom Dienst kam, dann würde die Sache erledigt. Wenn mußte sie denn auf der Welt? Den Kindern? Die hatten es bei der Großmutter besser. Georg? Der würde sich gewiß bald trösten, so hätte sie wie sie zu dem immer gewesen war. Eine tiefe Beschämung griff sie plötzlich, daß sie es damals über das Herz gebracht hätte ihn ins Feld ziehen zu lassen ohne ein fremdliches Wort. Wie weh stieg ihr während in die Kehle, daß sie so gar keine Hinterlassen würde, wenn sie still von dannen ging. Wie war ihr Mann zu ihr gewesen im Anfang, bis sie es ihm so abgewöhnt hatte.

Eine Dame in Trauer, die ihr bekannt vorkam, schenkte einen Groschen. Sie merkte es nicht und vergaß zu danken. Sie mußte sich die Nachbarin der Dame ein und verbreitete sich über die Undankbarkeit dieser Frauen.

Einen Augenblick zuckte etwas in Marie auf, ihr alter Mann regte sich. Sie fühlte sich versucht, den Groschen zu nehmen und den beiden vor die Füße zu werfen. Sie würde ihn nicht brauchen. . . Aber dann sah sie das Auge der fremdlichen Geberin mit einer stummen Frage auf sich gerichtet.

„Ich hatte es gar nicht gemerkt“, murmelte sie, als sie weiter an ihr vorüber mußte. Die vornehme Frau nahm ihre Hand.

„Haben Sie Kummer?“ fragte sie gütig.

Bei den teilnehmenden Worten schossen der Schaffnerin Tränen in die Augen. Sie nickte halb wider Willen.

„Vielleicht kann ich Ihnen helfen“, sagte die andere. „komme nachher hier zurück, warten Sie mal — wann fährt Ihr Wagen wieder?“

Marie nannte die Zeit. Es war ihre letzte Tour. Sie beinahe, die Frau mit den verstehenden Augen würde sich verspäten, denn sie hatte ja noch Wichtiges vor.

Aber pünktlich kurz vor der Abfahrt fand sich die gewachsene Fremde in ihrer Trauerkleidung ein. Es war ein Mitfahrende, die den Streit mit dem Bierbrauer miterlebt hatte. Sie hatte nicht zur Ruhe kommen können, daß sie der Frau Beistand versagt hatte. Sie bot der Schaffnerin freundlich „Guten Abend“ und zog ein Buch heraus, als ob sie lesen wollte.

Marie sah es verwundert. Aber dann, als die gütige

hundert bezahlte, sagte sie leise: „Ich begleite Sie nachher zum Dienst, dürfen Sie ja nicht sprechen.“

„Sie fehlte noch! Auf dem Gang, den sie vorhatte, konnte sie Begleitung brauchen! Siebend schloß ihr das Blut in den Adern, sie nickte, ohne der Fremden in die teilnehmenden Augen zu blicken.“

„Nun“, sagte sie herzlich, „nun Sie mir mal ganz offen, Sie bekümmert.“

„Gute doch, gnädige Frau,“

„Sie abweisend, mit zusammengekauerten Zähnen, „was kann Sie interessieren, was interessiert mich?“

„Doch, liebes Kind,“ erwiderte die Fremde sanft, „es interessiert mich die Zeiten sind glücklicher, als sie jetzt sind, wo einer am Leid vorbeizieht, als ob Sie jemanden kennen, der Sie nach Ihrem Namen fragt.“

„In Schluchzen stieg in Marias Stimme. „Ich bin selbst schuld.“

„— die Dame brühte ihre Worte ja ganz fester — „das ist gerade das, was Sie selbst schuld machen.“

„Alles andere läßt sich leicht sagen, als wenn wir uns sagen, daß wir selbst unser Unglück verschuldet haben.“

„Zu mir Sie ganz offen sprechen, ich habe viel falsch gemacht! in dem und kann es nie wieder gut machen.“ Die letzten Worte, die sie gesprochen waren, klangen wie ein Schrei.

„Marie Tyrus hob verwundert den Kopf. So sprach die elende Frau? Unwillkürlich fing sie an zu erzählen. Sie schonte nicht. Sie gab es offen zu, daß sie Georg und sich das Leben selbst gemacht hatte vor dem Kriege, und daß sie nun erst, da der Regen der Arbeit kennen gelernt hatte, auf eine frohe Zukunft gehofft hatte.“

„Das ist nun aus und vorbei“, schloß sie mühsam. „Die andere begriff es gar nicht. „Seien Sie doch nicht töricht, Sie sind ein Kind“, erwiderte sie sich. „Sie haben Kinder. Den Kindern muß man alles auf sich nehmen. Was wollte ich nicht, wenn ich Kinder hätte!“

„Marie horchte Marie auf. Die Fremde ließ nicht ab, ihr ihren Pflichten gegen ihre Kinder zu erzählen. Frau Rösch brachte sie bis vor ihre Tür. „Ich sehe Ihnen bei, was kommen mag“, versprach sie unaufgefordert.

„Marie die Tür ihrer Wohnung aufmachte, schallte ihr der Lärm entgegen. Eine warme Männerstimme hob sich von fern ab. Das war Georg! Marie stand erschrocken, am liebsten wäre sie umgekehrt; aber ehe sie die Tür wieder schließen konnte, quoll heller Lichtschein in die Stube. Kinder kamen herauf.“

„Mutter“, jubelten sie, „Vater ist da!“

„Er hat einen Stelzfuß“, sagte Frida leise und schüchtern hinzu. „Haben Sie einen Stelzfuß? Davon hatte Georg kein Wort geschrieben!“

„Sie mußte sie zu ihm, so schnell wie möglich!“

„Mit großen, traurigen Augen sah der Mann ihr bang entgegen. „Liegende Rede auf seiner Stirn kündigte ihr seine Aufregung.“

„Was würde sie sagen?“

„Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie hielt ihn bei den Händen und war nicht fähig, ein Wort heranzubringen. Erst als die Kinder zur Ruhe waren, sagte sie sich ein Herz.“

„Georg,“ sagte sie leise, „wie recht hast du gehabt — ich lauge nichts! Ich war faul und habe den Mund nicht halten können. O, wie konntest du nur Geduld mit mir haben?“

„Er war ganz verwundert. Sie klagte gar nicht über ihr Geschick, das ihr den Mann als Krüppel zurückführte?“

„Ach — das!“ erwiderte sie mit einem trüben Lächeln, „was das auf sich? Nun hätte ich gut machen können und habe alles verloren!“

„Es war zuviel, was auf sie einstürzte, sie konnte die Augen nicht mehr zurückhalten. „Ich habe — ein Ende — machen

wollen“, brachte sie stoßweise unter Schluchzen heraus, als Georg so seltsam ruhig blieb bei dem, was sie durch Tage und Nächte nun schon ängstigte und quälte. Bei diesen Worten fuhr er auf.

„Marie! Das hättest du übers Herz bringen können? Und was hätte aus den Kindern und mir werden sollen?“

„Wenn sie mich morgen entlassen, was nütze ich dann noch?“

„Aber Frau!“ Er war ganz trostlos. „Ich komme als Krüppel heim, und du bist blühend und gesund und willst uns verlassen? Es gibt auch noch andere Arbeit! Und so schlimm braucht es doch nicht gleich zu werden!“

„Sie hob mühsam die Schultern. Aber dann kam ihr ein Gedanke. Sie nahm seine Hand und sah ihm bittend in die Augen. „Georg — wenn du mit mir hingest auf die Dorothea?“

„Er war ganz gerührt. „Wenn du meinst, daß ich dir etwas nützen kann?“

„Ich bin gleich oben hinaus, du weißt es ja. Aber wenn du für mich sprichst —“ ganz eng schmiegte sie sich an ihn.

„Ach, Marie, sind wir je so glücklich gewesen früher, als noch alles gut war?“

„Weinend hielten sie sich umschlungen.“



Der Wildgeiß. Von J. Vungary. (Mit Text.)

Denn was man schwarz auf weiß besitzt.

Wir hören gern unter den besonderen Tugenden der alten Germanen die Treue und Ehrlichkeit preisen. Auch heute noch gelten Treue und Ehrlichkeit als edle Mannestugenden, und erstenswerthe ist auch die in Schillers „Bürgschaft“ geschilderte Treue bis zum Tode nicht nur ein schönes Ideal, sondern wer selbst Treue zu halten weiß, der wird auch diese Treue, vielleicht

in schlichtem, anspruchslosem Gewande, bei andern finden. Aber jene Zeit, wo ein Händedruck ein Versprechen für alle Zeiten besiegelte, war nicht so kompliziert wie die heutige. Gewiß soll ein einfaches „Ja“ genügen in einem innigen Verhältnis, wie zwischen Eltern und Kindern, Mann und Frau. Ist dies aber nicht der Fall und bedarf es zur Bekräftigung einer Aussage hier noch vieler Worte, Versicherungen und Schwüre, dann kann von einem Einander-Vertrauen nicht mehr die Rede sein.

Aber schon in dem Verhältnis von Freund und Freundin sei man vorsichtig, bis man die Freundschaft in ernsten Stunden erprobt. Dann aber banne man auch das leiseste Mißtrauen wie einen häßlichen Schatten aus seiner Seele. Wohl hinterläßt getäushtes Vertrauen eine schmerzhafteste Wunde, aber noch trübseliger ist es, überhaupt keines restlosen Vertrauens in der Freundschaft fähig zu sein. Vertrauen in dem Verkehr von Mensch zu Mensch gleicht dem belebenden Sonnenschein. Unter seinen strahlenden Blüten erwärmt selbst der tote, kalte Stein.

Bittere und unnötige Enttäuschungen hingegen würde es uns bringen, wollten wir dieses schrankenlose Vertrauen in den geschäftlichen Verkehr hineinragen. Hier findet das alte Sprichwort Anwendung, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist. Man braucht darum noch nicht dem pessimistischen Grundglaube zu huldigen, daß man allen Menschen mißtrauen solle, bevor sie uns von dem Gegenteil überzeugt, aber der einfache Selbsterhaltungstrieb sagt uns, daß wir uns vor Schaden schützen.

Vollständig unangebracht ist im geschäftlichen Verkehr jene übergroße Empfindlichkeit, die die Forderung einer schriftlichen Bestätigung als ein Mißtrauensvotum betrachtet. Man mache es sich einfach zur Pflicht im Verkehr mit Fernstehenden, bei jeder Abmachung und jedem Versprechen um eine schriftliche Bestätigung zu bitten.

Witunter wird zwar vor Gericht auch eine mündliche Zusage als bindend betrachtet, aber manche Weitschweifigkeit und Verzögerung, mancher Schaden und Verlust würde vermieden, wenn man jederzeit in der Lage wäre, eine Abmachung schwarz auf weiß vorzulegen. Wirt und Mieter, Arbeitgeber und Arbeitnehmer würden sich viele Unannehmlichkeiten, Streitereien und Gerichtskosten ersparen, wenn sie von jedem Gespräch, das wichtige Abmachungen enthält, dem andern eine schriftliche Bestätigung in zwei Exemplaren zugehen ließen und um Namensunterschrift und Rücksendung des einen Exemplars bitten würden.

Gertraud Weßphal.

Abend.

Im huschen die langen Schatten
An meinem Fenster vorbei,
So die Träume, die hoffnungsstatten,
Von Liebe und Glüd und Mai.

So gingen Freud' und Friede
Vorüber an meiner Thür —
Nun ist meine Seele mitde
Vor Sehnen und Suchen nach dir.
Theo Körner.

Unsere Bilder

Der Wildesel. (*Equus asinus*.) Der Wildesel bewohnt in großen Herden Asien und Afrika und kommt in verschiedenen Abarten vor. In Asien findet man ihn auf den weiten Steppengebieten der Tatarei, Afghanistan, Beluschistan, Bucharei, Persien, Arabien und Syrien usw.; in Afrika in den nördlichen Wüsten, in der Verbereï, im Somalagebiet usw. Er liebt warme, trocken gelegene Gegenden und weidet in großen Herden unter Führung eines Leitthieres. Der Wildesel ist äußerst scheu und auch vorsichtig, daher schwer zu jagen und noch schwerer einzufangen. Die ausgedehnten Steppen bieten ihm alles zu seinem Daheim und er bevorzugt salzige und bittere Kräuter, wie er auch salziges Wasser dem süßen vorzieht. Seine Wildheit und Unbändigkeit ist groß und es gelingt nur selten, jung gefangene Stüde bis zu einem gewissen Grade von Zähmtheit zu bringen; zu trauen ist ihnen nie, da sie meist einen bössartigen, hinterlistigen Charakter entwickeln und man sich vor den Bissen hüten muß. Die Färbung ist meist silberweiß oder aber isabellgelb mit einem bräunlich weißgeränderten Streifen über den Rücken, der auf der Kruppe oft in zwei auslaufende Streifen endet. Es ist die dem Esel eigentümliche Zeichnung und auch auf den Reinen zeigen sich oft bräunliche Bandstreifen. Kirgisen, Tataren, Perser, Araber usw. machen eifrig Jagd auf den Wildesel, dessen Fleisch sie schätzen. Jung eingefangene sucht man mit mehr oder weniger Erfolge zu zähmen. J. B.

Allerlei

Deutlicher Hinweis. Der Dichter Lerner begegnete spät Abends, von einem Nalle heinkehrend, einem baumlangen, verdächtigen Menschen, der ihn fragte: „Wie viel zeigt Ihre Uhr?“ — Mutvoll schlug Lerner an seinen Degen und erwiderte: „Sehen Sie selbst nach, hier ist der Zeiger.“

Unwillkommene Kraftäufferungen. Peter der Große von Rußland und August der Starke von Sachſen waren einmal zugleich Gaſt beim Fürſten von Radziwill. Beide waren bekannt als ebenſo ſtark im Eiſen wie in ihrer Körperkraft. Erſteres hatten ſie bereits bei der ihnen ausgerichteten Mahlzeit bewieſen, da ſchlug Kurfürſt Auguſt vor, daß ſie auch ihre Kräfte miteinander meſſen ſollten. Er tat das, indem er eine ſchwere ſilberne Serbierplatte vom Fiſche nahm und ſie zu einer Rolle zuſammenbog. Der Zar beantwortete das damit, daß er ſeinen ſilbernen Teller mit den Händen zu einem Klumpen zerdrückte. In ähnlicher Weiſe mußte die ſilberne Tintenſchale und eine ebenſolche Weinſanne den Beweis liefern für die gleich kräftigen Käuſte der Wettkämpfer. Da aber machte Fürſt Radziwill, dem natürlich um kein prachtvolles Tafelgeſchirr bange wurde, beim Zweikampf dadurch ein Ende, daß er dem Küchengef. Befehl ſandte, ſchleunigt eine mächtige Paſtete auf die Tafel zu ſchicken, die dann ſo löſlich buſtete, daß die beiden Kraftmenſchen ihre Zerkürungsſmut auf dieſe neue Gabe übertrugen und auch darin Unerhörtes leiſteten. Das Silbergerät wurde währenddes unauffällig von der Tafel entfernt. C. D.

Seltzamer Abstammungsnachweis. Der erste Oberst des Irischen Freiwilligenkorps, ein Marquis von Donegall, war, als er dies Korps ins Leben rief, besonders ängstlich darauf bedacht, es auch ausschließlich mit Offizieren von echt irischer Herkunft ausstatten zu können. Das aber hielt sehr schwer. Irländer von guter Bildung und Vermögen, die sich für diese Würde geeignet hätten, konnten sich aus leicht begreiflichen Gründen durchaus nicht für die neue Stellung begeistern; es meldeten sich nur wenige Bewerber dafür. Ein anscheinlicher, gutgestellter und gebildeter Herr mit soldatischem Auftreten und einem lachend glücklichen Gesichte war sehr begierig, sich ein Offizierspatent in dem neugebildeten Korps zu kaufen, wie es in England Sitte ist. Er war in jeder Richtung hin ein durchaus annehmbarer Bewerber, nur der Abstammung nach nicht: es floss kein irisches Blut in seinen Adern! Der Oberst wünschte nun aber dringend, diesen sonst so geeigneten Herrn nicht abweisen zu müssen, und bemühte sich auf jede Weise, ihm zur Entbedung einer ihm selbst unbewußten irischen Herkunft zu verhelfen. „Denken Sie doch ernstlich darüber nach, ob Sie nicht von mütterlicher Seite her irische Verwandte haben?“ Der Bewerber grubelte geraume Zeit, mußte dann aber traurig den Kopf schütteln. „Oder vielleicht hat Ihre Familie Landbesitz in Irland?“ Auch das war nicht der Fall. Auf einmal leuchtete des Mannes Gesicht auf. „Herr Oberst, ich hab's! In meinem Keller liegen

ja ein ganzes Faß von Jameſons Whisky! Daß mir auch das nicht einfiel!" Der Oberſt ſah ihn einen Augenblick an, als zweifle er an Verſtand. Dann aber ſchlug er ſich wüthig aufs Knie und ſagte, die Hände zitterten. „Herr," rief er mit Thränen in den Augen, „ob Wunden und nachweiſen können oder nicht, von ungewißhaft iriſcher Zungung ſind Sie trotzdem! Einen ſo gehärteten unfreiwilligen Witz brechen iſt nur ein unverfälfchter Irländer imſtande. Ihr Iriſcher hat Sie als durch und durch iriſch kenntlich gemacht — ich nehme es bedenklich als Leutnant für mein Corps an!" Und ſo geſchah es.

Gemeinnütziges

Beim Schneiden der Leittriebe der Zwerg- und Formobstbäume darauf zu sehen, daß man so weit schneidet, daß sämtliche vorherigen Augen austreiben oder sich zu Knospen umwandeln und keine Aeste an den Zweigen entstehen.

Buchedern für die Schweinefleisch
sorgfältig zu lagern; sie sind nur
aufzuschütten und täglich zu wenden
werden sie feucht und schimmelig.
Buchedern irgendwie Schaden erlit-
det man sie höchstens gefocht ver-

Sollen Trauben einen weiten De-
gut vertragen, so dürfen sie unter
Umständen in frisches Gras verpach-
den. Dieses sinkt in sich zusammen,
sich und die Trauben gehen unsehr
Faulnis über. Porrmehl oder Zei-
eignen sich als Padmehl sehr gut.

Mit Elfarbe gefärbene Bänder
den, wenn sie sehr schmutzig sind,
Abwaschen mit dünnem Seifenwa-
reinigt. Man reibt sie alsdann mit
Wasser unter Anwendung eines le-
Tuches nach. Sind die Bänder nicht
verschmutzt, so genügt es meist, in
kaltem Wasser abzuwaschen.

Westliche Zuckeln dürfen nicht
Seifenwasser abgürstet werden, son-
dern müssen dann schnell seinen Glanz ge-
nießen. Es ist vorteilhafter, sie mit lauem Wa-
sser abzuwischen, dem etwas Salmiak-
gemischt ist. Auf einen Eimer Wa-
sser ein Eßlöffel voll Salmiak. Die Sa-
che ist, daß zum Reinigen zwei-
mal mit Wasser benützt werden. Einer, in
der Lappen angefeuchtet, und ein ande-
rer, in dem er nach dem Wischen gründlich
gepülvt wird. Dies zweite Wasser
öfters erneuert werden. Ob man
Wischen einen Schrubber benützt, ob
auf den Knien liegend mit der Hand
forat, ist leblich Sache der Weiber.

Wahlmäuse, Hamster usw. werden dadurch getrieben, daß sie ausgegrabenen Gang etwas Kaliumlaurid gebracht wird. Der Gang wird dann völlig mit Erde bedeckt und diese reichlich begossen. Das Gas entwickelt sich dann und erfüllt alle Gänge. Das Mittel hat den Vorzug, nicht kostspielig zu sein und soll vielerorts vollen Erfolg gehabt haben.

Palindrom.

Du hörst mich im Walde schrei'n,
Nun lies von rückwärts mich herein,
Dann werde ich das gleiche sein.
Julius Fald.

Ergebnisse:

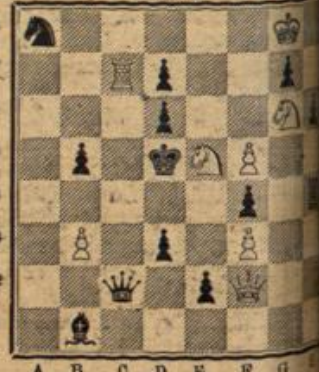
9r. 184. 1) Dn6 Sb8 : 2) $\bar{g}8\text{L}$
 8f8 2) f8:L

Nichtige Lösungen:

Nr. 171.	Von Apotheker Knauth in Ebensfeld b. Bamberg.	5
Nr. 172.	Von G. Hinderer, Untergrö- ningen. Weimann R. Schulze in Velling i. Z.	5
Nr. 173.	Von G. L. R. in H. G. Hin- derer in Untergröningen.	5
Nr. 175.	Von W. L. R. in H. R. M. H. Matthes in Heilen. Lehrer H. Schäfer in Hien-Rellingh.	2
Nr. 180.	Von W. Klink in Hohenem- muth.	1
Nr. 181.	Von Oefr. Paul Arlaert. H. Schüler F. Schmidt in Berge- dorf. C. Reinhardt, Feuer- bach. Joh. Wisse in Bremen.	1

Problem Nr. 185.

Son Rr. Rielsen in Hamar.
Schwartz.



Watt in 3 Bänden.

Auflösung des Logarithms in voriger Nummer:

Wibel, Wiber, Widen.

Alle Rechte vorbehalten.

Bezugsverträge Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Steiner & Pfeiffer in Stuttgart.